

Zeitschrift: Zürcher Taschenbuch
Herausgeber: Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde
Band: 19 (1896)

Artikel: Hans Georg Nägeli über Pestalozzi
Autor: Nägeli, Hans Georg
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-984879>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 01.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Hans Georg Nägeli

über

Pestalozzi.

Hans Georg Nägeli, Doktor und Erziehungsrath, hielt am 28. Juni 1830 in einer Versammlung der „Gemeinnützigen Gesellschaft“ zu Winterthur eine „pädagogische Rede, enthaltend eine Charakteristik Pestalozzi's und des Pestalozzianismus“, welche hernach im Drucke erschienen ist. Wir bringen nachstehend einen Auszug aus dem Büchlein, von welchem die Z. Stadtbibliothek ein Exemplar besitzt, und bemerken, daß die Mittheilungen des Redners sich zum Theil auf eigene Wahrnehmung stützten. Im Vorwort zu seiner Rede sagt Nägeli:

„Ueber Form und Ton dieser Rede muß ich für den Leser bemerken, daß wir in dem bereits zwanzigjährigen Verein gewohnt sind, neben den vielen theils trockenen, theils ernsthaften Dingen, wie Industrie- und Armenwesen, diesem und jenem Gegenstand, soweit es sich thun läßt, auch eine heitere Seite abzugewinnen. Ueberdies ist der Ton des Sprechers im Kreise alter Freunde seiner Natur nach familiär, ist jedenfalls ein anderer, als der vor fremden Gästen oder einem gemischten Auditorium. Man beliebe daher zu unterscheiden, daß diese Rede, die hier dem

Publikum mitgetheilt wird, der Form nach nicht an das Publikum gerichtet ist."

Der Leser möge hienach die hie und da etwas drastische Form der Darstellung beurtheilen.

* * *

. . . . Was galt Pestalozzi? Wie oft nahm ich's in seiner Nähe wahr: Die Leute lassen Einen für „den Propheten im Vaterland“ gelten, damit sie den Propheten im Vaterland für sonst nichts weiter gelten lassen müssen. Was Pestalozzi in seiner Vaterstadt galt, erklärt sich aus seinem Wesen noch näher, als aus dem ihrigen. Es war eigen. Galt er manchmal mehr als nichts, so galt er hinwieder fast minder als nichts. Gewöhnlichen Leuten, und es giebt deren gewöhnlich nicht wenige, war sein ganzes Wesen anstößig, und das nicht ohne Grund, denn er war stößig, nicht boshaft, aber angriffig. Seine Angriffslust lag in seiner Originalität. Den Originellen widert das Alltägliche unter allen Gestalten. Er ist dessen legitimer Rüger und Richter, denn er schöpft sein Urtheil aus dem Ur seiner Originalität; und was Einer Eigenes hat, wird er doch von sich geben dürfen. Solch ein Original mag auch äußerlich nicht alltäglich erscheinen. Er vernachlässigt sich lieber. So Pestalozzi. Im alten Zürich konnte er nicht viel gelten, bei wohlzugestutzten Bürgern schon nicht als unsauber, ungepudert, ungekämmt. Sein ungewaschenes Gesicht hätte man ihm indeß noch eher übersehen, als sein ungewaschenes Maul, ein Maul, das unersättlich alles anpackte, was ihm in den Wurf kam. Ebenso gern ließ er sich hinwieder anpacken. Unbeachtet zu seyn, das allein war ihm unausstehlich. Neckereien jeder Art waren ihm willkommen, als Anlaß, seine Blikwiße loszulassen. Ein zweyter Fallstaff, eben so geselliglebenslustig, mochte er eben so gerne Wiße veranlassen, als Wiße erzeugen;

ja er war im Witzwortwechsel selig. Schuldig blieb er nichts. In seinen Fabeln spielt bekanntlich der Hund, nicht wie bey andern Fabeldichtern eine edle, sondern eine unedle Rolle. Es war, als ob die Hunde sich an ihm rächen sollten. In einer Abendgesellschaft rief einer seiner Freunde, indem er das Maul eines ihm schmeichelnden Hundes spielend auf- und zuflachte: „Seht, ich lehre ihn die Pestalozzische Methode!“ Gleich entgegnete ihm Pestalozzi: „Solch eine Klasse wollten wir Dir allenfalls anvertrauen, aber keine andere“. Eine ähnliche Belustigung freute ihn noch mehr, als das Zürcherische Publikum, unter dessen Augen sie vorging. Ein lustiger Gallerie-Direktor der „Kunstausstellung“ erhielt unter den auszustellenden Beiträgen ein Portrait Pestalozzis im Profil und zugleich — was thut nicht der Zufall! — das Profil eines Hundes von gleicher Größe und mit gleichem Rahmen. Was thut nun der Gallerie-Direktor? Er hängt die beiden Portraits als Gegenstücke gegensichtig neben einander. Das schaulustige Publikum fand das pudelnärrisch. Pestalozzi aber, als ich ihm nachher den Vorfall erzählte, sagte gleich: „Ey ja doch, das ist ganz symbolisch, der Hund ist die Stadt Zürich, sie bellt mich an“. Er liebte sie übrigens herzlich und schmerzlich, mehr, als sie ihn. Gehaßt hat sie ihn indeß nie; eher gescheut. Eine politische Scheu hatten vor ihm die furchtsamen Leute. Sie besorgten immer, es gebe aus seinem vaterländisch angelegten, am Ende wohl gar noch in seine Vaterstadt zu verlegenden Pädagogium — ein Demagogium, und darob fürchteten sich seine Gegner mehr als vor „Gog und Magog und dem jüngsten Gericht“. Es war aber thöricht irrig, ihn politisch zu scheuen. Er war ein ewiger Tadler alles Bestehenden, ohne Plan und Absicht; er war es, wie gesagt, vermöge seiner Originalität, die ihn Alles mit eigenen Augen ansehen ließ. Politisch wußte er nie, was er wollte, denn er war ein geschwornener Formenfeind. Er wollte nur, was heut zu Tage alle Ver-

nünftigen wollen, daß unter allen Verhältnissen die Menschen einander was nachzufragen haben; nie aber ging er darauf ein, wie sie dafür verbindlich zu machen seien. Ueber Formen und Garantien ließ er die Rechtsgelehrten brüten. Sein politisches Ideal war sogar ein antirepublikanisches, er mußte, weil es ihm so bequemer war, zum Volksbeglucker einen Fürsten haben, wie er ihn im „Arner“ („Lienhard und Gertrud“) aufstellt. Politisch hassen konnte er eben so wenig, als politisch unternehmen. Gab es Politiker, die ihm verhaßt waren, so war es nur die Mißbildung, die er an ihnen, gleichwie an Andern, haßte. Er haßte eben die falsche Kultur unter jeder Form der Erscheinung, am meisten an den Gelehrten; wie sie ihn wieder haßten, beides ist menschlich zu erklären. Sie hatten und wollten in seinen Augen eine Wissenschaft ohne Leben, er in den ihrigen ein Leben ohne Wissenschaft. Wer irrte sich wohl mehr in solcher Bemessung? Er schien überhaupt die „höheren Stände“ zu hassen; er mußte es scheinen, ja er mußte sofern gegen sie gehässig seyn, wiefern er, mit Rousseau zusammentreffend, in ihrer höhern Bildung nur eine größere Mißbildung erblickte; er mußte nach und nach gehässig werden, je mehr er sich in seinem Humor an ihnen rieb. Während dieser sein Humor an einem fort hierauf gerichtet war (wie seine Fabelnsammlung beweiset), so mußten ihm allmählig die Zivilisations-Erscheinungen überhaupt zu einer Ironie des Lebens werden, und so mußte sich sein Herz gänzlich von ihnen ab, und dem Volke, dem ungebildeten, aber doch nicht mißbildeten Volke, mußte sich dem Volksleben zuwenden. Der-gestalt waren der Humor und die Volksliebe die beiden Haupt-faktoren seines Gemüths. Sein Humor diente seiner Volksliebe stets zur Restauration; denn es war eine brennend ernste Liebe, eine das Herz verwundende, ein inniges Liebesleiden, ein Wehmuths-mitgefühl mit dem schmergebrückten Volke, mit der verwaorloseten Jugend, mit den Tausenden von Hausarmen, mit den Scharen

von Bettlern. Er war ein Gemüthsmärtyrer, wie es noch keinen gab. Geniale Geister schweben sonst immer hochfliegend über die Ebenen des Volkslebens hin. Diejenige Kultur aber, die solch einen Fantasie-Menschen im Gleichgewicht erhält, hatte er nie erlangt; die ästhetische Ausglei chung der Gemüthskräfte durch die Kunst blieb ihm fremd. Er hatte für die Tonkunst kein Ohr, für die bildende kein Auge, und für die objektive Poesie in den Büchern keinen Sinn. So durchaus unkünstlerisch erschien er, wie er stand und ging; nicht einmal ordentlich gehen konnte er; er kam nur bey hastigem Hin- und Herwan ken vorwärts; wir nennen es „pütschen“. So war auch seine Fantasie nur pütschend, nicht schwungvoll, nur blitzzuckend, nicht fortleuchtend; so sind auch seine Schriften (wo zwar oft sein Genie, ihm unbewußt, den Plan hineingelegt hat), meistens Wolkenmassen von häufigem Wetterleuchten durchbrochen, und in vielen erscheint in Ermangelung eines wohlgeordneten Konzepts der Schriftsteller bloß als ein höchst ingeniöser Stellensteller. Wer ihn nur las, konnte ihn unmöglich in seiner Größe erkennen. Man mußte ihn sehen und hören, ja man mußte ihn sprechen oder im Zweygespräch begriffen sehen. Welche Beweglichkeit! Auf jeden Rast ein neuer Anlauf! auf jede Entgegnung eine neue Wendung! auf jeden Angriff ein kühner Seitensprung! Und wie blitzschnell verwandelte sich seine zweyfache Natur, doppelt voll des Scherzes und des Ernstes! Wie plötzlich war der Satyr umgestaltet in den Engel des Mitleids! Wie so edel waren dann seine Züge! Wie so verklärt sein Blick! Wie so geisterhaft seine Stimme!

Auf den Propheten im Vaterland muß ich noch einmal zurückkommen. Es gibt eine Art Propheten, die im Vaterland denn doch was gelten, was Rechtes, recht viel gelten: Das sind die Wetterpropheten, wenn sie nämlich gut Wetter weissagen, und's eintrifft, noch mehr, wenn sie sogar aus einem vorauszu sehenden Ungewitter fruchtbare Folgen für das Land weissagen. So ging

einmal Pestalozzi in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts im Land herum und weissagte einen „scheulichen Bläst“, einen Bläst, wie ihn seit „Mannsgedenken“ Niemand erlebt habe, wie es seeauf und seeab, und wieder seeab und seeauf stürmen, wie der Sturm sich vom See über's ganze Land verbreiten werde, wie dann aber, wenn's endlich ausgestümt habe, die Luft für lange Zeit gereinigt sey, so daß man im ganzen Land „besser zu schnaufen“ komme. Wie's eintraf, wissen wir. Die Gläubigen im Lande haben's zu Herzen genommen und haben im Wetterpropheten ihren Heilspropheten erkannt, liebgewonnen und liebgehalten.

